**Zeitschrift:** Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
**Herausgeber:** Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
**Band:** 15 (1921)
**Heft:** 7-8

**Artikel:** Gott - und wir : Predigt über Matth. 7, 7, 8
**Autor:** Dieterle, Sam.
**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-134815

**Nutzungsbedingungen**
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

**Conditions d'utilisation**
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

**Terms of use**
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 20.07.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch**

# Gott — und wir.

Predigt über Matth. 7, 7, 8. [1])

Es ist schwer, sich selbst zu predigen. Und doch ist das jedenfalls die Aufgabe dieser Stunde, in der wir als Vertreter der evang. Kirche aus allen Gemeinden des Kantons zusammengekommen sind, dem Worte Gottes in ganz besonderer Weise stillzuhalten. Gerade die Kirche sollte im Stande sein, sich selbst zu predigen. Daß diese Aufgabe für einen Einzelnen allzuschwer ist, das ist mir peinlich bewußt. Ich bitte euch deßhalb, das Wort dieser Stunde nicht als eine persönliche, sondern als unser aller gemeinsame Angelegenheit aufzunehmen und zu überdenken.

Es kann sich jetzt wirklich nur um eine gemeinsame Sache handeln; nämlich um die uns alle gleicherweise angehende Frage: Was sagt wohl Gott zu unserer kirchlichen Arbeit? Wie erscheint im Lichte des Evangeliums alles das, was wir im Namen der Kirche tun? Denn nicht wahr: das wäre eigentlich die Aufgabe einer Predigt, uns vor Gott selbst zu stellen? Freunde, das wäre etwas, wenn wir uns in seinem Lichte sehen könnten! Wenn nicht nur die Meinung eines beliebigen Pfarrers uns entgegentönte mit all ihren unvermeidlichen Unklarheiten und Verschiebungen, sondern wenn Gott selbst uns sein Urteil kund täte! Dann erst könnte eine solche Selbstbesinnung fruchtbar werden und uns weiterführen.

Gottes Urteil, nicht Menschenurteil haben wir nötig. Allzuleicht verfallen wir der Gefahr, zuerst nach dem Urteil anderer Leute zu fragen; z. B. was sagt der Staat zu unsrer Kirche? Was sagen die Katholiken? Was sagen die sozialistischen Arbeitermassen, was die Bauern auf dem Lande, was die Gebildeten in den Städten? Es ist heillos, wie diese Fragen sich immer wieder vordrängen, ja uns Kirchenleute sehr viel mehr reizen als die eine unbedingt wichtigste Frage: wie denkt Gott über uns?

Um diesen untergeordneten Fragen zu entgehen, greifen wir zu einem Bibelwort. Das soll Maßstab sein, an dem wir uns messen.

[1]) Predigt vor der St. Gallischen Synode am 20. Juni 1921.

Christus spricht: „Bittet, so wird euch gegeben; suchet, so werdet ihr finden; klopfet an, so wird euch aufgetan. Denn wer da bittet, der empfängt und wer da sucht, der findet und wer da anklopft, dem wird aufgetan.“ Gerade weil das ein ruhiges Wort ist, ohne „Hörner und Zähne“, kann es uns ganz allgemein zeigen, welches die rechte Beziehung ist, in der Gott uns zu ihm haben will und wie er also über uns denken wird. Diese Jesuswort scheint mir ganz klar und unmißverständlich jenes Verhalten der Menschen Gott gegenüber darzustellen, das allein als Gott wohlgefällig bezeichnet werden kann: Der Mensch bittend, Gott gebend; der Mensch suchend, Gott gewährend; der Mensch anklopfend, Gott öffnend.

Beides ist damit bezeichnet: der ungeheure Abstand des Menschen von Gott, und zugleich der Weg, auf dem allein eine Annäherung Beider stattfinden kann. Der Abstand: Gott gegenüber sind wir immer nur die Bittenden, die selbst nichts haben und nichts können; sind wir immer die irre Gehenden, die nach der rechten Fährte suchen müssen; sind wir die draußen Stehenden, denen nur das Anklopfen möglich ist, wenn sie hineinwollen. Und Gott ist der allein Reiche, der alles hat und alles kann. Er ist selbst die Fülle und spendet wie er will. Er ist das Ziel selber, das Andere mühsam suchen müssen. Er ist der Ferne, der sich aber kann finden lassen. Er ist drinnen in der Herrlichkeit und könnte uns einlassen, wenn er wollte. Wir sind die Armseligen und Unvermögenden, ganz unten auf der untersten Stufe, Gott ist der Erhabene auf der obersten Stufe, wo von sich aus Niemand zukommen kann.

Aber es gibt eine Möglichkeit, daß Höhe und Tiefe zusammenkommen: wenn Gott selbst die Verbindung herstellt, wenn Er aus der Höhe hinuntergreift in die Niedrigkeit, wenn Er selbst gibt, wenn Er selbst sich finden läßt, wenn Er selbst auftut. Ob er das tut, das hängt ganz von ihm selbst ab, von seinem Willen, ja von seiner Willkür, seiner Erwählung. Aber nun eben: daß der Erhabene das will, daß er sich der Menschen in der Tiefe erbarmt, daß er mit seiner zugleich gewaltigen und gnädigen Hand hinuntergreift in den Knäuel der sonst verlorenen Menschenkinder, das ist eben die überraschende frohe Verkündigung der heiligen Schrift, das ist eben jene Verheißung, die die irrende Menschheit immer wieder aufhorchen läßt und die sie niemehr wird vergessen können. Das ist auch die Verheißung, die gerade in unserm Jesuswort brennt und Sehnsucht weckt: denn hier klingt etwas vom Empfangen, vom Finden, vom Aufgetanwerden. Gott gewährt. Das ist die Verkündigung Jesu. Aber wann? Nur wenn wir bitten und anklopfen, nur wenn wir wissen, wer wir sind, und wie wir vor Gott zu stehen haben: als die kleinen Menschen mit den leeren Händen, als Leute, die wissen, daß sie rein nur aufs Betteln angewiesen sind. Seht darin, daß Gott uns vor allem als Bittende, Suchende, Anklopfende haben will, bevor er gewährt, kommt die ganze Majestät Gottes zur Geltung und zugleich auch sein

Erbarmen. Beides bleibt damit gewahrt, seine Herablassung und seine Erhabenheit. Nur in dieser ohnmächtigen Haltung des Bittens anerkennen wir Gott als den absoluten Herrscher und zugleich als den Gnädigen. Und damit geben wir Gott, was Gott gebührt; damit stehen wir so zu ihm, wie er uns haben will.

Von da ergibt sich nun ganz von selbst die Frage für uns Kirchenleute, die wir doch gerne Gott wohlgefällig wären: Wie stehen wir Gott gegenüber? Sind wir Kirchenleute die Bittenden und Anklopfenden? Sind wir die Armen und Hilflosen? die Menschen der Tiefe, die nach Ihm die Hände ausstrecken und damit seine alleinige Macht und Gottheit anerkennen? Eine gewichtige Frage; die Antwort auf sie ist entscheidend. Denn nur wer bittet, der empfängt, wer sucht, der findet, wer anklopft, dem wird aufgetan.

Wer von uns wagt es, diese Frage mit einem fröhlichen Ja zu beantworten? Trotz des vielen Betens, das unter uns geschieht, sind wir wirklich Bittende? Trotz unserer vielen Erörterungen über die Rätsel des Lebens und die sogenannten Weltanschauungsfragen, sind wir tatsächlich Suchende? Trotz der mancherlei Versuche, neue Wege einzuschlagen, klopfen wir wirklich an? Denn nicht wahr: Bitten, suchen, anklopfen, das sind Bezeichnungen für eine drängende, leidenschaftliche Sehnsucht, die es nicht mehr aushält, die um jeden Preis herausmöchte aus dem Mangel, heraus aus dem Irrtum, heraus aus der Fremde. Das wahre Bitten kommt nur aus einem Nicht haben, das Suchen aus einem Verloren haben und Irre gehen, das Anklopfen aus der Pein des Ausgeschlossenseins. Und es kommt aus der Ueberzeugung, daß Hilfe irgendwo vorhanden ist, aber nicht da, wo wir sind; daß es ein Ziel gibt, aber nicht schon hinter uns, sondern erst noch vor uns; daß das Herrliche, das wir nötig haben, Wirklichkeit ist, aber hinter einer Türe liegt, die wir von außen nicht öffnen können. Aus dieser gewaltigen Spannung zwischen der eigenen Leerheit und der göttlichen Fülle entzündet sich das Bitten, Suchen, Anklopfen. Ist solche Spannung wirklich unser Zustand? Sind wir wie Leute, denen einfach nichts anderes übrig bleibt als die demütige Rolle des Bittstellers, der auf die Antwort warten muß? Sind wir wie Leute, die nie zur Ruhe kommen, weil sie immer wieder aufgejagt werden, leidenschaftlich angezogen von dem Gegenstand ihres Suchens? Sind wir wie Leute, die es draußen einfach nicht mehr aushalten und deßhalb an der Türe gespannt horchen auf das erlösende: „Herein!"

Habt ihr, liebe Freunde, nicht auch das Gefühl, daß diese Spannung und Not nicht einmal in unseren Gebeten spürbar ist? Wenn man so betet in den Kirchen, in den Schulstunden, vor dem Einschlafen, so ist das weniger ein Bitten als ein Gewähren. Wir schenken dem lieben Gott auch noch einen Augenblick von unserer doch so kostbaren Zeit. Oder wir wollen mit unseren Gebeten der

Sache, die wir vertreten, eine religiöse Weihe verleihen. Es macht sich doch viel besser, wenn es heißt: „die Versammlung wurde mit Gebet eröffnet und geschlossen.“ Gerade wie wenn Gott auf unsere Huldigungen angewiesen wäre! Er, der ewig reiche Gott auf uns hohle zerbrechliche Geschöpfe! Oder sind unsere andern frommen Handlungen im Grunde etwas anderes, als daß wir Gott etwas geben, weil er es von uns verlangt, statt umgekehrt? Wir machen ihm gelegentlich einen Anstandsbesuch in der Kirche. Wir lassen uns gelegentlich herab, für den lieben Gott ein gutes Wort einzulegen oder vielleicht gar am Stammtisch die Religion in Schutz zu nehmen, wie wenn Gott eine Verteidigung nötig hätte! Gott, ohne den wir ja alle miteinander nichts sind! Oder leben etwa wir Pfarrer in einer solchen Spannung und Not des Bittens, das aus dem Mangel emporseufzt? Sind wir im Großen und Ganzen nicht eher die sicheren Verfechter Gottes als die Gottsucher? Schon das Amt bringt es mit sich, daß wir überall aufgesucht werden und aufzutreten uns gewöhnen als Diejenigen, die am ehesten etwas auszuteilen hätten und nicht als Solche, die selbst ihre Hände füllen lassen müssen. Und alle unsere Verhandlungen in Synode und Vorsteherschaften, auch wieder der neuerdings an uns gerichtete Fragebogen der Kirchenvisitation, sie zeigen immer wieder die ruhige Selbstverständlichkeit, als ob alles, vorab die eine große Hauptsache, die Gottesfrage, vollständig in Ordnung sei. Es ist überall vorausgesetzt, daß wir Haben, Besitzen, Drinsitzen; also eigentlich nicht mehr zu bitten und anzuklopfen haben. Jedenfalls würde ein Fremder, der unser Predigen und Verhandeln vernähme, durchaus den Eindruck erhalten, daß bei uns das Suchen und Fragen schon lange keinen Zweck mehr habe, da wir offenbar schon empfangen und gefunden hätten; jedenfalls seien wir nicht mehr in großem Abstand von Gott.

Und ist das im Grunde nicht auch unsere Meinung, daß wir im Besitze Gottes seien, seines Segens gewiß sein könnten, weil wir die rechte, endgültig reformierte Gotteserkenntnis besäßen? Ist uns nicht das Heil anvertraut? Das ist doch für unsere Kirche keine Frage mehr. Unsere Fragen gehen schon längst in einer andern Richtung. Nämlich wie wir dieses Heil noch besser missionieren, noch feiner auslegen, noch praktischer anwenden und nach immer mehr Seiten verästeln und kanalisieren könnten z. B. in die Politik und in das soziale Leben hinein. Darüber aber herrscht stillschweigende Einigkeit, daß wir selbst in unserer Kirche Gott haben. Natürlich, setzt man sofort hinzu, Gott haben, wie wir Menschen überhaupt Gott „haben“ können; mit selbstverständlichen Einschränkungen; besonders viel könne es ja nie sein und meistens trete es gar nicht in Erscheinung; es überschreite natürlich nie ein gewisses Durchschnitts- und Mittelmaß. Ist das nicht im allgemeinen die Stimmung unserer Landeskirche und erklärt sich aus ihr nicht vollkommen, daß wir in unserer Kirche jene Spannung des Bittens, Suchens, Anklopfens

nicht spüren? Der Abstand fehlt. Wir glauben uns Gott nahe. Wir fühlen uns keineswegs in der Tiefe.

Und das, trotzdem wir eigentlich offenkundig unseres Mangels überwiesen sind. Es kann doch mit dem besten Willen der Anschein nicht mehr aufrecht erhalten werden, als ob wir die verheißenen Gotteskräfte besäßen und aus ihrer Fülle heraus lebten. Hätten wir empfangen, gefunden, wäre uns aufgetan, wahrhaftig! es müßte anders aussehen unter uns. Wir können höchstens darauf hinweisen, daß wir hinter andern Kirchen und Gemeinschaften nicht zurückstehen, auch, wie sie, christliche Persönlichkeiten, ansehnliche Liebeswerke, hie und da einen Erziehungserfolg aufzuweisen hätten. Gewiß haben wir das, und nicht etwa weniger, aber auch nicht mehr als jene. Aber das Heil, es sprudelt auch bei uns nicht. Jenes Heil im Vollsinn des Wortes, das erst diesen Namen tragen darf; das Heil, auf das die ganze Welt wartet; das wie ein Strom sich über die verschmachtende Menschheit ergösse und die ermattete erfrischte. Jener Geist, der Kraft ist und umgestaltet und neuschafft. Jene Gerechtigkeit, die alle Fesseln sprengt und den Armen zu ihrem Rechte verhilft. Jener Friede, der alle Kriege beseitigt und alle Laster entwurzelt. Jenes Heil, das alles heilt, jene Liebe, die alles kann. Das Heil, nach dem auch die unvernünftige Kreatur seufzt. Wo ist dieses Heil? Ach wir sind so fürchterlich bescheiden geworden in Bezug auf das, was Heil ist. Die innern Friedensgefühle einiger frommer Herzen, die stille Wunderblume hinter den Mauern des Seelengärtleins. Schon lange haben wir verzichtet auf das Heil als einen Zustand allgemeiner Gesundung und Erlösung. Wir haben uns damit abgefunden, daß von einer wirklichen Ueberwindung jener Mächte keine Rede ist, die unser Leben zerstören. Die furchtbaren Grundtriebe der Menschen, Selbstsucht, Gewalttätigkeit, Sinnlichkeit sind bei uns so wenig überwunden als anderswo; ja sie sind nicht einmal mehr eingedämmt als bei den Wilden. Weder im Krieg noch im Frieden unterscheiden wir uns von andern Völkern: blutgierig im Krieg wie kein Tiger, im Frieden einander beißend unter dem Deckmantel der Kultur. Oder ist wirklich ein Unterschied, ob man sagt: schwarze Schmach oder weiße Schmach, schwarze Sklaverei oder weiße Sklaverei? Ob man Harem sagt oder Bordell? Was ist eigentlich besser, heidnische Gewalttat oder moderner Justizirrtum? Urwaldsünden oder Gesellschaftslügen? Indianerkämpfe oder Trommelfeuer mit Sanitätskolonnen und Feldprediger im Hintergrund? Was ist besser, Negerroheit oder europäische Diplomatie?

Ach laßt uns schweigen von all unsern Fortschritten, von unsern religiösen Vorzügen! Laßt uns schweigen von den sogenannten religiösen Wellen beim Ausbruch des Krieges und von den Erweckungen, die sich da und dort ankündigen wollen. Nicht eine übliche Erweckung ist jetzt nötig. Vielmehr und zunächst eine Erschreckung über das Ungeheure, was uns fehlt. Eine Erschreckung darüber, daß

das Entscheidende, wonach alles seufzt, wonach auch im Grunde die gottlose Welt schreit, nicht da ist: die Fülle Gottes.

Aber seht: nichts anderes rückt uns so gründlich in die Stellung zu Gott, wie sie sein soll, als ein solches Erschrecken. Da steht Gott wieder vor uns als der ganz Große und Unbedingte, als der Alleinige und Einzige, der alles hat und kann. Und wir sind die Schmachtenden, die nichts anderes können als Ihn suchen, nichts als Ihn! Da wissen wir wieder, was und wie es zu bitten gilt; jetzt klopfen wir an die rechte Türe und zwar nicht nur so beiläufig. Denn von überall her sind wir gedrängt. Eins ist not.

In dieser Erschreckung ergibt sich auch auf ganz natürliche Weise etwas, wonach schon lange jeder feinfühlende Christ ausgeschaut hat: die Einigkeit der Kirchenleute. Da unten in der Tiefe der Armut und Ohnmacht verschwinden von selbst alle jene Unterschiede, die soviel Aergernis und Hemmung für das Reich Gottes verursachen. Nicht wahr, ihr Positiven und ihr Freisinnigen, ihr Vermittler und ihr Religiös-Sozialen, so verschieden unsere Worte oft klingen: Vor Gott haben wir doch Alle leere Hände. Alle haben wir nicht, was wir haben sollten: die Gerechtigkeit, die gerecht macht, das Heil, das heilt, die Kraft, die die Welt überwindet. Nicht wahr, da unten gehören wir alle zusammen, da ermangeln wir alle des Ruhms, den wir haben sollten. Und da unten ergibt sich die allein mögliche Einheitsfront der Menschen vor Gott: die des Bittens, Suchens, Anklopfens.

Aber ist diese Erkenntnis nicht entmutigend? Zerstört sie nicht jede Energie des Handelns? Jetzt, wo wir eigentlich zu tapferer und zuversichtlicher Arbeit aufgerufen werden möchten! Ja gewiß, wenn wir nur mit einem Ohre zuhören. Wenn die Verheißung nicht wäre, daß gerade Denen gegeben wird, die eines zerschlagenen und demütigen Herzens sind. Wenn wir nicht gerade dann stark werden könnten, wenn wir schwach sind. Nichts vermag, im Gegenteil, unsern Mut und unsere Zuversicht so zu heben wie die Gewißheit, daß Gott gibt und auftut dem, der bittet und anklopft. Wohlverstanden: wer sucht, der findet! Sobald wir, durch unser Bitten, Träger dieser Verheißung geworden sind, ist wieder alles, das Herrlichste möglich; dann kann wieder einmal etwas geschehen und zwar über Bitten und Verstehen.

Oder, wendet man ein, ist eine solche Schilderung unserer Kirche und ihrer gegenwärtigen Lage nicht eine Herabsetzung der Kirche, jetzt, wo man gerade alles zu tun sich anschickt, daß sie wieder hochkomme und eine bedeutsamere Rolle spielen könne. Wird eine solche Herabsetzung nicht einfach den Feinden unserer Kirche, ja den Feinden Gottes einen billigen Triumph bereiten, daß sie hohnlachend auf uns zeigen: seht, sie sagen selber, daß sie in dunkler Tiefe säßen, sie geben ihre Ohnmacht selber zu.

Liebe Freunde, darauf gibt schon der Prophet Micha (7, 8) eine wunderbare Antwort, mit der ich schließen will, weil sie uns den

Trost gibt, nach dem wir alle ausschauen und ohne den wir alle es nicht machen können, den Trost, der in unserer Lage allein möglich ist:

„Freue dich nicht, meine Feindin, daß ich darniederliege. Ich werde wieder aufkommen. Und so ich im Finstern sitze, so ist doch der Herr mein Licht!" Amen. Sam. Dieterle.

---

# Blumhardt, Vater und Sohn.[1])

## 11. Der Mensch.

Die Betonung der entscheidenden Rolle des Menschen für das Kommen des Reiches Gottes erfordert ein besonderes Wort über das Verhältnis von Gott und Mensch. Es steht nicht zufälligerweise so sehr im Mittelpunkt der Gedanken (und nicht bloß der Gedanken!) Blumhardts.

Es steht im Mittelpunkt alles „religiösen" Denkens. Aber da zeigt sich nun wieder, daß das Reich Gottes in Blumhardt (wie in der Bibel) die Streitfragen und Gegensätze der Religion überbietet und beseitigt.

Zwei Tendenzen streiten sich in dieser Hinsicht in der ganzen Geschichte der Religion: Man macht entweder Gott groß auf Kosten des Menschen oder den Menschen groß auf Kosten Gottes.

Man macht Gott groß auf Kosten des Menschen. Es gilt geradezu als Zeichen ernster Frömmigkeit, dies zu tun. Der Mensch muß zunichte werden, damit Gott alles sei. Jede Erhebung des Menschen, jedes Vertrauen auf ihn ist eine Antastung der Ehre Gottes. Gott ist auf den Menschen eifersüchtig und rächt jedes menschliche Selbstgefühl ihm gegenüber. Es muß die völlige Unfähigkeit des Menschen zum Guten so stark als möglich betont werden. Die Tatsache des Abfalls ist entscheidend, Augustinus herrscht. Der Pessimismus in der Beurteilung des Menschen gilt als Tiefe und religiöser Ernst. Ebenso, daß man ihm alle Freiheit in seinem Verhältnis zu Gott abspricht, ihm jede Möglichkeit nimmt, von sich aus entscheidend in den Weltverlauf einzugreifen. Die Lehre von der

---

[1]) Manche Leser werden vielleicht ungeduldig, daß die Aufsätze über Blumhardt sich so lange hinziehen. Sie möchte ich gerne darauf hinweisen, daß diese Aufsätze nicht „biographisch" gemeint sind. Es wird vielmehr an Hand der Blumhardtschen Botschaft eine Gesamtauffassung der Sache Christi entwickelt, die doch auch wieder von Blumhardt unabhängig ist. Vielleicht hätte der Obertitel besser lauten sollen: „Die Botschaft vom Reiche Gottes, nach Blumhardt, 2c." Daß aber einmal eine solche Gesamtauffassung entwickelt würde, schien uns wertvoll und notwendig. Das gehört zu dem neuen Programm der Neuen Wege. Auch meine ich, die Blumhardt-Worte seien ein Reichtum, der nicht leicht entleiden könne. Ich wollte anfangs bloß meine eigene Darstellung bringen, die viel kürzer gewesen wäre, meine aber, das Beste seien eben doch die Blumhardt-Worte. R.